



# WILDHEXE

DIE FEUERPROBE

LENE  
KAABERBØL

HANSER

## 5 DIE MÄPPCHENMAUS



Was ist denn mit dir passiert?«

Oscar zeigte so vorwurfsvoll mit dem Zeigefinger auf mich, als wäre es ganz und gar inakzeptabel, dass ich mir erlaubt hatte, etwas zu erleben, ohne ihn vorher zu fragen. Das heißt, genau genommen zeigte er nicht auf mich, sondern auf meine zerkratzte Stirn. Obwohl seitdem fast eine Woche vergangen war, waren die Kratzer noch immer deutlich zu sehen und scheußlich rot, aber heute war der erste Tag, an dem meine Mutter mich für gesund genug befunden hatte, um wieder in die Schule zu gehen.

»Ich bin von einer Katze angefallen worden«, sagte ich. »Und ich habe keine große Lust, darüber zu reden.«

Er hätte am liebsten losgelacht, das konnte ich ihm ansehen, aber aus irgendeinem Grund beherrschte er sich.

»Bist du okay?«, fragte er, plötzlich ganz ernst.

Sah ich wirklich so schlimm aus? Ich hatte kein Fieber mehr, aber nachts schlief ich immer noch schlecht.

»Ehrlich gesagt weiß ich das nicht so richtig«, sagte ich. »Mir ging's hundsmiserabel ... aber dann ... dann wurde es wieder besser.«  
Eigentlich wollte ich ihm von Tante Isa erzählen. Ich weiß nicht, warum ich es nicht tat, da war einfach etwas, das mich davon abhielt.

Normalerweise erzählen wir uns alles. Oscar ist mein bester Freund. Wir kennen uns, seit wir zwei kleine Windel-Babys gewesen sind, und wir haben sogar irgendwann mal Blutsbrüderschaft geschlossen, nachdem wir in einem Buch davon gelesen hatten - wir waren damals noch ziemlich klein und fanden wohl, dass es wahnsinnig cool klang. Manchmal zogen uns die anderen auf und behaupteten, wir wären ein

Liebespaar, aber auch wenn Oscar rot anlief und sich sogar ein paarmal deswegen geprügelt hatte, blieb er weiter mein Freund.

Er biss sich auf die Lippe. Ich glaube, er wusste nicht so richtig, was er sagen sollte. Seine strubbeligen blonden Haare standen wie immer senkrecht nach oben ab, und irgendetwas an seinen Wangen und seinem Mund ließ ihn immer so aussehen, als würde er jeden Moment loslachen. Aber seine Augen waren ernst.

»Soll ich deine Tasche nehmen?«, fragte er, was ganz unglaublich lieb von ihm war, besonders, weil es die anderen *todsicher* dazu bringen würde, wieder mit ihrem Clara-und-Oscar-sind-VERLIEBT-Quatsch anzufangen.

»Danke«, sagte ich. »Aber das schaffe ich selbst. So gesehen geht es mir wieder gut. Ich kann nur nicht so gut schlafen.«

Im Dänisch-Unterricht sollten wir Gruppenarbeit machen und aus einem ganzen Kapitel in einem Buch, das wir gerade lasen, die Adjektive heraussuchen. Ich war mit Josefine, die manchmal wirklich nervig sein konnte, in eine Gruppe eingeteilt worden. Sie wollte immer alles bestimmen, und auch jetzt teilte sie blitzschnell jedem einen Teil des Kapitels zu, sodass wir am Ende nicht gemeinsam darüber sprachen, sondern jeder nur für sich seine Seiten anstarrte.

Niemand wehrte sich so richtig dagegen. Ich auch nicht. Ich bin grundsätzlich jemand, der im Unterricht nicht viel sagt, und neben Josefine kam ich mir noch kleiner und dümmer vor, als ich mich sowieso schon immer fühlte. Und während sie in ihr eigenes Heft schrieb, behielt sie offenbar auch noch mich im Blick.

»Also, Clara, *zufälligerweise* ist doch kein Adjektiv! Wenn du es nicht verstanden hast, wieso fragst du dann nicht?«

»Warum machen wir es nicht einfach zusammen?«, sagte ich und merkte, wie meine Wangen vor Verlegenheit rot wurden.

»Weil es so viel schneller geht«, sagte sie und damit hatte sie wahrscheinlich sogar recht, aber sonderlich spannend war es echt nicht.

Jedenfalls nicht, bis Josefine plötzlich einen schrillen Schrei ausstieß

und vom Tisch aufsprang.

»Maaaaus!«, heulte sie und zeigte mit zitterndem Finger auf mich.

»Maaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaus!«

Ich übertreibe nicht. Dieser Mäuseschrei war wirklich mehrere Sekunden lang.

Aber sie hatte recht. Vor mir auf dem Tisch, in meinem offenen Mäppchen, saß eine dünne graue Maus. Allerdings nicht sehr lange, denn noch während Josefine schrie, flitzte sie über den Tisch und verschwand in meinem linken Pulliärmel.

»Josefine, hör mit der Schreierei auf«, sagte Herr Eriksen, unser Dänischlehrer. »Was für eine Maus?«

»Da«, sagte sie und fuchtelte mit beiden Händen in meine Richtung. »In Claras Mäppchen!«

»Da ist doch keine Maus.«

»Nein, jetzt nicht mehr, aber ...«

»Habt ihr anderen die Maus gesehen?«, fragte Herr Eriksen. Markus und Tea, die ebenfalls zu unserer Arbeitsgruppe gehörten, schüttelten den Kopf. Sie hatten zu Josefine geschaut, weil sie so schrie, und nicht zur Maus.

Und ich sagte auch nichts. Ich konnte den kleinen, warmen Körper der Maus auf der Haut spüren, in meinem Ärmel, ihre spitzen, kleinen Krallen und ihr weiches Bauchfell, aber ich sagte nichts.

»Da *war* eine Maus«, sagte Josefine.

Herr Eriksen beugte sich nach unten und warf einen Blick unter den Tisch. Jetzt schaute die ganze Klasse auf den Boden und spähte unter Stühle und Tische.

»Ihhh, da, eine *Maaaaus!*«, quietschte Amjad mit aufgesetzt schriller Stimme, die ausreichend an Josefines erinnerte, um die anderen zum Lachen zu bringen.

»Ja, danke, es reicht jetzt, Amjad. Setzt euch wieder hin. Josefine, falls da eine Maus gewesen ist, dann ist sie jetzt jedenfalls weg. Seht zu, dass ihr langsam mit eurer Aufgabe fertig werdet.«

Die restliche Stunde saß ich ganz still mit einer Maus im Ärmel an meinem Platz, und es fiel mir ein bisschen schwer, mich auf den

Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb zu konzentrieren. Die Maus tat gar nichts. Sie bewegte sich nicht, abgesehen von einem leichten Zittern ab und an. Sie versuchte nicht, meinen Arm weiter hochzulaufen, und sie versprach sich offenbar auch nichts davon, die Schnauze in die Luft zu strecken. Sie versteckte sich nur – und wartete. Ohne dass ich selbst verstand warum, ließ ich sie einfach gewähren. Und als die Stunde endlich um war, packte ich meine Bücher ein, wobei ich meinen linken Arm so wenig wie möglich benutzte, warf meinen Rucksack über die rechte Schulter, nahm meine Jacke vom Haken und ging.

»Willst du die Jacke nicht lieber anziehen?«, fragte Oscar. »Ich meine, wo du doch gerade erst krank warst ...«

Obwohl es Oscar war, der das sagte, klang es irgendwie mama-mäßig. Ich glaube, er machte sich wirklich Sorgen um mich. Ich schaute mich hastig um. Josefine war nicht in der Nähe, und Herr Eriksen stand ein Stück weg und besprach irgendwas mit einem anderen Lehrer.

»Ich habe eine Maus im Ärmel«, sagte ich leise.

»Was hast du?«

»Psssst.«

Er starrte mich an. »Ist sie zahm?«, fragte er. »Ist es eine von diesen Weißen?«

»Nein. Komm. Ich muss rausfinden, was sie von mir will.«

»Hä?«

Ich hörte ja selbst, wie bescheuert das klang, aber ich wusste einfach, dass sie etwas von mir wollte. Dass es kein Zufall war, dass sie sich erst in meinem Mäppchen und dann in meinem Ärmel versteckt hatte.

»Ich weiß auch, dass das komisch klingt«, sagte ich.

Er grinste. »Hey. Du *bist* komisch«, sagte er. »Das ist nichts Neues.«

»Gar nicht wahr. Ich bin ganz normal.« Klein, schüchtern und leberwurstartig vielleicht, aber normal. Zumindest bis zu dem Tag, an dem mich eine Riesenkatz angefallen und dafür gesorgt hatte, dass ich aussah, als wäre ich in ein Reibeisen gelaufen. »Jedenfalls auch nicht komischer als du!«

»Komm schon«, sagte er nur. »Ich will die Maus sehen.«

Wir gingen zu den alten Toiletten im Hof, die fast niemand mehr benutzte, weil sie aus einer Zeit stammten, in der Kinder noch mit kurzen Hosen rumliefen und jeden Donnerstag eine Tracht Prügel bekamen. Außerdem stank es dort. Vorsichtig zog ich den Ärmel hoch, damit wir beide die Maus anschauen konnten.

Es war eine ganz gewöhnliche Hausmaus, mit grauem Fell und langem Schnäuzchen, mit weißen Tasthaaren und glänzenden schwarzen Augen. Ihre Vorderpfoten waren rosa und erinnerten an winzig kleine Hände. Sie lief nicht weg, sondern setzte sich auf die Hinterpfoten und wackelte mit der Nase.

»Die ist aber niedlich«, sagte Oscar. »Aber die muss jemandem gehören, die ist ja ganz zahm.«

»Das glaube ich nicht«, sagte ich.

»Warum nicht? Eine normale Maus wäre schon längst abgehauen.«

»Mit der hier stimmt was nicht«, sagte ich. »Schau mal ihre Schnauze an.«

Oscar beugte sich nach vorne, um besser sehen zu können. »Stimmt«, sagte er. »Sie ist verletzt.«

Vorsichtig hob ich den Arm, bis die Maus auf Augenhöhe mit mir war. Sie ging wieder auf alle viere und hielt sich mit ihren rosa Pfoten ein bisschen besser fest, aber sie blieb sitzen.

Oscar hatte recht. Auf einer Seite der Schnauze war ein Klecks aus getrocknetem Blut und Flüssigkeit und mittendrin steckte etwas Schwarzes. Ein Dorn. Ein dünner Dorn von irgendeinem Busch hatte sich durch die Oberlippe der Maus gebohrt und saß noch immer dort fest, sodass sie ihr Maul nicht richtig zumachen konnte.

»Oh, die Arme«, flüsterte ich. »Deshalb ist sie so dünn. Sie kann ja nicht mehr fressen.« Und ohne darüber nachzudenken, griff ich den Dorn mit Daumen- und Zeigefingernagel und zog ihn heraus.

Die Maus stieß ein schrilles kleines Piiiiep aus, dann rieb sie sich zehn, zwölf Mal mit den Vorderpfötchen die Schnauze. Schließlich huschte sie meinen Arm hinunter, über meinen Bauch und das Hosenbein, bis sie auf den alten roten Steinboden springen konnte.